

Robert
Menasse
Selige
Zeiten,
brüchige
Welt

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 2312

Ein Liebesroman, ein Kriminalroman, ein philosophischer Roman, eine jüdische Familiensaga.

Leo Singer, Philosophiestudent, Sohn jüdischer Eltern, die in der Zeit des Nationalsozialismus nach Brasilien emigrierten, kehrt Anfang der 60er Jahre mit seinen Eltern nach Wien zurück. Er verliebt sich in Judith Katz. Sie soll seine Muse sein im Versuch, die Welt ein letztes Mal in ein philosophisches System zu zwingen. Judiths Tod eröffnet ihm das Geheimnis des Lebens – aber ist sie wirklich tot? Das Leben geht weiter – als erlaubt ist.

In der *Zeit* schreibt Erich Hackl: »Ein Buch, das die Welt – verändern? beeinflussen? jedenfalls beruhigen wird. Robert Menasses Roman schildert, wie dieses Werk Leo Singers, das unsere Existenz erschüttern soll, nie zustande kommt. Und er macht das so unterhaltsam, daß man dem geglückten Buch über ein mißglücktes Buch möglichst viele Leser wünscht: 1 x Menasse, *Selige Zeiten, brüchige Welt*, bitte schnell, bitte gleich!«

Robert Menasse
Selige Zeiten, brüchige Welt

Roman

Suhrkamp

Der Titel erschien erstmals 1991 im Residenz Verlag,
Salzburg und Wien.



13. Auflage 2023

Erste Auflage 1994

suhrkamp taschenbuch 2312

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 1994

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

Druck: BoD GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-38812-9

www.suhrkamp.de

Selige Zeiten, brüchige Welt

Am 26. Februar 1959 schüttete der damals 52jährige Kurt Walmen in Münchens Alter Pinakothek einen Becher »Universal-Abbeiz-Fluid« über Rubens' »Höllenssturz der Verdammten«. Das Gemälde wurde durch den ätzenden Farblöser für alle Zeiten entstellt. Der Attentäter konnte unbehelligt den Tatort verlassen, hatte aber schon vor Betreten der Bayerischen Staatsgemäldesammlung Briefe an Nachrichtenagenturen und Zeitungsredaktionen verschickt, in denen er sich zu dieser Tat bekannte und sie begründete. Er habe dieses eine Kunstwerk »opfern« müssen, um alle anderen Kunstleistungen der Menschheit, ja um die Menschheit selbst zu retten. Denn die Welt steuere auf einen neuen Krieg zu. Er, Walmen, aber habe ein philosophisches System entwickelt, in dem die Philosophie zu Ende gedacht sei und das, wäre es der Menschheit bekannt, die Welt von Grund auf verändern und dauernden Frieden bewirken würde. Als völlig Unbekannter habe er keine andere Möglichkeit gehabt, als durch diese Tat auf sich aufmerksam zu machen, um Gehör zu finden mit seinen philosophischen Thesen, die für die Zukunft der Welt überlebensnotwendig seien. Denn, so Walmen, die Atombomben würden anders aufräumen als ein bißchen Säure. Er beabsichtige, die Gerichtsverhandlung zur Bühne zu machen, auf der er seine Erkenntnisse präsentieren werde.

Am nächsten Tag stellte sich Walmen der Polizei. Bei der Verhandlung machte der vorsitzende Richter allerdings kurzen Prozeß mit der Selbstdarstellung des Angeklagten. Der von den Medien als »Wahnsinniger« und »Spinner« bezeichnete Rubens-Attentäter wurde als strafrechtlich voll verantwortlich zu einer unbedingten Haftstrafe verurteilt und war schon bald darauf wieder vergessen.

Als sich Leo Singer und Judith Katz im Frühjahr 1965 in Wien kennenlernten, war aber just dieser Kurt Walmen Gegenstand ihres ersten längeren Gesprächs. Weitschweifig erzählte Singer von diesem selbsternannten verkannten Genie und gescheiterten Weltveränderer, mit einer Emphase, die ihn selbst verwunderte angesichts der beinahe betäubenden körperlichen Anziehung, die Judith Katz auf ihn ausübte und die ihn, wie er meinte, so kopf- und sprachlos machte, daß er selbst nicht wußte, woher seine vielen Worte kamen. Für ihre Beziehung, die ab diesem Tag mit Unterbrechungen schließlich achtzehn Jahre dauern sollte, war diese Ouvertüre allerdings so stimmig, als hätte Singer sie sich bewußt ausgedacht, schon von seiner eigenen Tat am Ende wissend, als wollte er sie später einmal als letzte folgerichtige Konsequenz dessen entschuldigen können, was schon im Beginn angelegt war.

Man muß sich das vorstellen, sagte Singer, und erwartete jetzt Zustimmung und damit gleich eine Komplizenschaft mit dieser Frau gegen die ganze restliche absurde Welt, heutzutage wird man schon als wahnsinnig bezeichnet, wenn man nur den Anspruch hat, die Welt zu verändern, oder wenn man sagt, daß man die Philosophie zu Ende gedacht hat. Aber was hat denn zum Beispiel Wittgenstein gesagt, nachdem er den Tractatus geschrieben hatte? Genau dasselbe!

Das weiß ich nicht. Aber dieser, wie heißt er, dieser Walden ist ja nicht deshalb als Wahnsinniger bezeichnet worden, sondern weil er ein Rubens-Gemälde zerstört hat.

Nein, er ist schon vorher immer der Wahnsinnige gewesen, schon bevor er das Bild zerstört hat. Löwinger hat auch immer gesagt: der Wahnsinnige!

Ja, über Löwinger ist Leo Singer auf den verhinderten Weltverbesserer zu sprechen gekommen. Leo Singer hatte Judith Katz auf der Universität, im Buffet beim Audimax, gesehen, von ihrer Erscheinung sofort in einer Weise ver-

zaubert, daß er wie in Trance zu ihrem Tisch hingegangen war, um sie anzusprechen. Eine entscheidende Sekunde lang war ihm dies selbstverständlicher erschienen, als etwa zu essen, weil man hungrig ist, oder Herzklopfen zu bekommen, weil man Angst hat, und als er in jener Beklemmung erwachte, die wieder damit rechnete, in irgendeiner Weise erniedrigt oder zurückgewiesen zu werden, war sein »Störe ich? Darf ich mich setzen?« schon gesagt und hatte er, wie durch beschlagenes Glas, schon gesehen, daß Judith nickte. Schon eine halbe Stunde später waren sie gemeinsam von der Uni weggegangen, um woanders mitsammen in Ruhe weiterzureden, einander alles zu erzählen, fast schon ein trautes Paar, unbestreitbar füreinander bestimmt.

So ein wunderbarer Zufall, daß wir uns begegnet sind.

Es war unvermeidlich, sagte Judith, früher oder später hätten wir uns auf alle Fälle begegnen müssen.

Ja, vielleicht ist wirklich jede zufällige Begegnung in Wahrheit eine Verabredung!

Beide waren sie Kinder Wiener Juden, die 1938 vor dem Nationalsozialismus geflüchtet und schließlich in Brasilien gelandet waren, Singer, noch in Wien geboren, ist in São Paulo aufgewachsen, Judith ist in Porto Alegre zur Welt gekommen und schließlich mit ihren Eltern ebenfalls nach São Paulo übersiedelt. Nun studierten sie beide in Wien, Leo Singer, weil er 1959 mit seinen Eltern »leider«, wie er sagte, mitgekommen war, als diese beschlossen hatten, heimzukehren, »da wieder alles in Ordnung war«. Judith Katz hingegen hatte den Wunsch, in Wien zu studieren, ihrer Heimatstadt, die sie nicht kannte, gegen den Willen ihrer Eltern durchsetzen müssen, die, obwohl sie eigentümlicherweise zu Hause immer Deutsch gesprochen hatten, von einer Rückkehr nach Österreich nichts wissen wollten.

Auf dem Weg ins *Café Sport* überprüften sie schon, ob sie nicht gemeinsame Bekannte in São Paulo hätten. Leo fragte, ob sie Löwinger kenne. Josef Löwinger, bester Freund von

Leo Singers Eltern und zu Leo wie ein zweiter Vater, selbst jüdischer Immigrant, hatte es in Brasilien zum Direktor einer großen Bank gebracht und mit derselben Hingabe und Konsequenz, mit der er seine berufliche Karriere vorangetrieben hatte, eine der größten privaten Kunstsammlungen seiner Zeit aufgebaut. In seinem weitläufigen Haus in São Paulo führte er einen Salon, in dem nicht nur die deutschsprachige Kolonie São Paulos, sondern auch die bedeutendsten Künstler und Intellektuellen Brasiliens, ja Lateinamerikas verkehrten. Judith sagte, daß ihre Eltern, soviel sie wisse, einige Male bei Löwinger gewesen seien, sie hätten sie aber nie mitgenommen, wahrscheinlich weil sie damals noch zu klein gewesen sei. Er selbst, erzählte Leo, habe gerade als Kind sehr viel Zeit bei Löwinger verbracht, nicht nur wenn offenes Haus gewesen sei. Löwingers Haus und sein großer Garten seien viel interessanter gewesen als das Apartment seiner Eltern, und Löwinger – Onkel Zé – habe ihn auf eine zurückhaltende und geduldige Art geliebt, ihm letztlich beinahe mehr Zuwendung entgegengebracht als Leos wirklicher Vater. Kunstwerke aus seiner Sammlung habe er ihm gezeigt und ihn mit ernster Neugier, wie einen Erwachsenen, nach seinen Eindrücken befragt. Miteinander seien sie in tiefen Lederfauteuils gesessen in Löwingers Bibliothek, die so umfangreich geworden war, daß sie eines festangestellten Bibliothekars bedurft habe. Mit dem Ernst, den er sich von dem über ein Buch gebeugten Löwinger abgesehen habe, sei Leo über einem Bildband gesessen, blind für die Abbildungen in dem schweren Buch auf seinen Knien, habe er ein diffuses Gefühl der Ehrfurcht und eine gewichtige schöne Scheu empfunden, schließlich habe Onkel Zé Leo auf seinen Schoß gesetzt und ihm eine kleine Geschichte erzählt, ihm Fragen stellend, die seine Phantasie anregen und ihn zu Antworten herausfordern sollten, die Leo am Ende das Gefühl gegeben hätten, die Geschichte zum Teil selbst erfunden zu haben. Im riesigen Garten, er-

zählte Leo, sei er aber alleine herumgetollt, weil Löwinger mit der »freien Wildbahn«, wie er es genannt habe, nicht gerade befreundet gewesen sei, für ihn sei der Garten lediglich ein ruhiger Ausblick aus dem Fenster gewesen und Schutz vor einem unmittelbaren Nachbarn. Bei zwei oder drei gemeinsamen Spaziergängen, die sie anfänglich noch durch die ausgedehnte Gartenanlage gemacht hätten, habe Leo durch stetes Fragen, wie diese Pflanze heiße oder jener Baum, Löwinger ungemein irritiert, und der sei nach zunächst absurden oder tautologischen Antworten (»Das sind Azaleen, nur eben größer als Azaleen, zumindest so etwas ähnliches!«, oder: »Der Strauch da? Nun, das ist eben ein Strauch!«) verstummt und habe Leo nicht mehr in den Garten begleitet. Aber Löwingers Geschichten habe er mit hinaus genommen und sie, die er im Haus so verhalten und starr dasitzend gelernt hatte, gleichsam herausgelebt. Er erzählte, wie er durch den Garten marschiert sei als *bandeirante*, der ins Landesinnere vordringe, es sich unterwerfe und São Paulo gründe. Dann wieder sei der Garten gleich ganz Europa gewesen und er Napoleon, und an den Fingerkuppen habe er noch immer das Buch gefühlt, das er vorhin in Händen gehalten habe, und er habe sich vorgestellt, daß dieses Buch der *code civil* sei, den er den Völkern Europas bringe. Und dann seien eben immer wieder Menschen dagewesen, viele Menschen, wenn offenes Haus war, oder aber vereinzelter Besuch, bedeutende Persönlichkeiten, die, wenn sie nach São Paulo kamen, es sich nicht nehmen hätten lassen, Löwinger zu besuchen, wie etwa Otto Maria Carpeaux, der Leo immer Schokolade geschenkt habe, oder Jorge Amado, Carlos Drummond, Guimarães Rosa, de Cavalcanti, Cândido Portinari, Villa-Lobos, ja sogar Jorge Luis Borges sei einmal erschienen. Dieser habe auf Leo noch viel mehr als Onkel Zé den Eindruck eines Mannes gemacht, der gleich als alter Herr auf die Welt gekommen sei.

Er hat mich zu sich auf den Schoß gehoben und mir ir-

gend etwas auf deutsch ins Ohr geflüstert, ja auf deutsch. Seine Stimme hat geklungen, als würde sie von weit her, um viele Ecken herum kommen, wie aus einem Labyrinth!, log Singer. Und danach hat jemand zu mir gesagt: Weißt du, wer das war, Kleiner? Das war Borges! Und ein anderer hat gefragt: Was hat Borges dir da ins Ohr geflüstert? – Ich werde das nie vergessen!

Und einmal ist auch dieser Kurt Walmen bei Löwinger aufgetaucht, wahrscheinlich hatte ihn irgendwer von der deutschen Kolonie mitgenommen, es hieß, daß er vor den Nazis nach Lateinamerika geflüchtet sei, sich an verschiedensten Orten mit Gelegenheitsarbeiten durchgeschlagen habe und nun eben in São Paulo bleiben wolle. Walmen verkündete, daß er Philosoph sei, und Leo konnte sich besonders deutlich an ihn erinnern, nicht nur weil er behauptet hatte, als blinder Passagier nach Lateinamerika gekommen zu sein, was die kindliche Phantasie Leos natürlich besonders beschäftigen mußte, sondern vor allem auch wegen der Art, wie Walmen sich inszenierte: während von den anderen Gästen Löwingers dem kleinen Leo immer nur gesagt wurde, wie bedeutend sie seien, pflegte Walmen von selbst und aus sich heraus ein für jedes Kind erkennbares bedeutendes, genialisches Auftreten. Anders als bei den Geschichten, die Löwinger ihm erzählte, verstand Leo von den hitzigen Diskussionen im Salon kein Wort, aber die großen Gesten Walmens prägten sich doch in seiner Erinnerung nachhaltig ein, Walmens unduldsame, apodiktische Art zu reden, Einwände abzutun, vom Sitz aufzuspringen und in einen Verkündigunston zu verfallen, Tiraden, von denen Leo nur Wörter wie »unzweifelhaft«, »unübersehbar«, »restlos«, »absolut« auffaßte, und immer wieder »die Welt« oder »die Menschheit«, mit solcher Macht hingezagt, als hätte er sie erschaffen.

Als Leo Judith dies erzählte, merkte er, wie berauscht er war, in einem Rederausch, er veränderte und schmückte

aus, erzählte vom »flackernden Blick« Walmens und vom »eisigen Befremden«, das unter den anderen Anwesenden geherrscht habe, von dem er aber in Wahrheit erst nachträglich, als später wieder einmal von Walmen gesprochen wurde, erfahren hatte. Aber er genoß es in diesem Moment so sehr zu erzählen, daß die Frage belanglos war, ob alles in jedem Detail haargenau so gewesen ist.

Bald war Leo allerdings in den Garten gelaufen, da er die Diskussion im Salon ja doch nicht verstehen hatte können, einige Zeit später ist er dann beim Dienstboteneingang wieder ins Haus geschlüpft, nun war er *lampião* im Kampf gegen die *coroneis da terra*. Er schlich durch den Korridor des Herrenhauses, kam bei der Küche vorbei und hörte durch die spaltoffene Tür seltsame Geräusche. Er spähte hinein. Da sah er in Strümpfen steckende Füße, ein hochgeschobenes Kleid, einen Männerrücken, Hände, die an einem Hemd zerzten, es war »der Mann«, Walmen, und die Köchin, die sich am Steinboden der Küche wälzten wie Ringer.

Da bin ich in den Salon gelaufen, habe mich vor Löwinger aufgestellt und, die Gestik und die Sprechweise Walmens imitierend, verkündet: Unübersehbar ringt die Menschheit in der Küche auf Leben und Tod! – Alle haben gelacht, nur Löwinger hat mich nachdenklich angeschaut und ist zur Küche gegangen, weil er eben begriffen hat, was ich gesehen habe.

Ist nicht wahr!, sagte Judith.

Natürlich ist es so nicht wahr. Es stimmt, daß Leo durch die Küchentür gespäht und Walmen mit der Köchin auf dem Boden liegen gesehen hatte, und es mag auch stimmen, daß er das für eine Balgerei gehalten hatte. Zugleich aber war es ihm auf eine beklemmende Weise rätselhaft erschienen und auch schockierend, er hatte sofort gewußt, daß er das nicht hätte sehen dürfen. Aber daß er dann Walmen im Salon imitiert habe, das war ihm eben erst beim Erzählen eingefallen. Und wenn Leo ehrlich wäre, hätte er nicht ein-

mal sagen können, ob Walmen sich durch sein Auftreten im Salon oder durch sein Abenteuer mit der Köchin oder durch etwas ganz anderes so unmöglich gemacht hatte, daß er seitdem nie wieder bei Löwinger gesehen wurde, auch wenn er ab und zu noch insofern präsent war, als hitzig über ihn gesprochen wurde. Sogar noch Jahre danach. Nach dem Krieg zum Beispiel, so Leo, wurde kommentiert, daß Walmen in Rio eine Organisation gegründet habe, die Deutschen half, in Brasilien einzuwandern, aber Leo hatte nur irgendwie mitbekommen, daß es sich dabei um äußerst dubiose Geschäfte gehandelt habe.

Jetzt fiel Leo wieder ein, wie er auf dieses Thema gekommen war. Sie hatten überprüft, ob sie gemeinsame Bekannte in São Paulo hätten, und Leo hatte Judith gefragt, ob sie Löwinger kenne. Und dabei war ihm eingefallen, daß Löwinger ihm im Jahre 1959, als Leo ihn zum letzten Mal vor seiner Abreise nach Wien besucht hatte, einen Zeitungsausschnitt mit einem Foto Walmens gezeigt – die Zeitung berichtete von dem Rubens-Attentat in München – und gesagt hatte: Kannst du dich noch an den Wahnsinnigen erinnern? Schau, was er jetzt gemacht hat!

Man muß sich das vorstellen, sagte Leo, ich liebe Löwinger wirklich sehr, ich liebe ihn wie einen Vater. Und da liest der feinsinnige Kunstsammler, einer der bedeutendsten Kunstsammler unserer Zeit, in der Zeitung von einem Mann, der das wahrscheinlich wichtigste Rubens-Gemälde zerstört hat, und einige Zeit davor ist dieser Mann noch Gast in seinem Haus gewesen. Daß der ihn nicht verstehen kann, ist klar. Aber vielleicht hat Walmen recht. Ich meine, vielleicht hat er wirklich ein philosophisches System, das die Welt verändern könnte. Kein Mensch hat ihn je angehört. Kein Mensch hat das je diskutiert. Es muß furchtbar sein – nein, warte! Stell dir das vor!, es muß furchtbar sein, das Letzte zu wissen und zu sehen, daß es keiner hören will, vielleicht bedarf es da eines Fanals. Was ist schon ein Ru-

bens-Gemälde gegen die ganze Welt, ich meine, wenn es geklappt hätte. Aber sie haben ihn dann erst recht zum Wahnsinnigen gestempelt, das ist ja das Problem, sie haben ihn nur dazu getrieben, ihnen eine Begründung dafür zu liefern, was sie ihm vorher schon unterstellt haben, nämlich ein Wahnsinniger zu sein. Aber so gesehen sind alle anderen an der Zerstörung des Bildes schuld, nicht Walmen!

Leo sah Judith an, mit einem Drängen, das alle Geräusche in diesem Lokal an die Wand drängte, wo sie dann möglicherweise klebten wie Bilder, und er wußte, daß er noch stundenlang reden und sie bezaubern mußte, um sie dann vielleicht verführen zu können, es war alles auf eine so angestrenzte Weise kraftlos bei ihm, und immer nur dieses wissende Lächeln, mit dem man sich so leicht mit allen verbrüdern kann und dabei doch so ahnungslos ist, wenn man in ein Gesicht schaut wie das Judiths.

Aber es ist doch völlig absurd, sagte Judith, wenn ein Mensch glaubt, ganz allein und nur durch seine Ideen die Welt verändern zu können.

Wieso? Das ist doch immer so gewesen! Singer war trotz seiner neunundzwanzig Jahre ungewöhnlich unschuldig und naiv. Napoleon, zum Beispiel, veränderte die Welt, und der Lärm, den er dabei machte, dringt ins Arbeitszimmer Hegels, der inspiriert wird zu einer Philosophie, die wiederum die Welt verändern sollte, und so weiter. Die Geschichte lehrt doch nichts anderes als Weltveränderungen durch einzelne. So hat es Singer gelernt. Judith lachte; durch die Größe ihres Mundes schien ihr Lachen gleich auch Größe im übertragenen Sinn zu haben und somit ein Privileg zu sein, das nur wenigen Begnadeten gespendet wird. Er war ein kleiner magerer Mann von scharfer, man möchte sagen: ätzender Häßlichkeit, alles war scharf an ihm: die gebogene Nase, die sein Gesicht beherrschte, der schmale Mund, dessen Unterlippe sich beim Reden spitz und doch irgendwie obszön fleischlich nach vorn stülpen konnte, die

dickgeschliffenen Gläser seiner schwarzen Brille, die er sich manchmal ins streng zurückgekämmte, fettig wirkende Haar schob, wenn sie ihn auf der Warze an seinem Nasenflügel drückte. Doch Judith mochte ihn, sie sah in seinen scharfen Gesichtszügen eine bis zum äußersten zugespitzte Sensibilität und Güte und zugleich eine schimmernde, aber noch nicht erprobte »Weltbereitschaft«. Und mit Rührung beobachtete sie das Gestikulieren seiner kleinen zarten Hände und hörte den Tonfall seiner Rede, diesen beinahe unmerklichen, für jeden anderen unbestimmbaren Akzent, der ihr aber sofort vertraut war, zusammengesetzt aus brasilianischer Kindheit und Wiener Eltern. Leo hätte so gern alles von Judith gewußt, alles von ihr gekannt, jede Sekunde ihres bisherigen Lebens, aber sie kam nicht zu Wort, weil er vor lauter Neugier nach ihr selbst ununterbrochen redete. Das Thema Walmen, nun allerdings verallgemeinert, ließ ihn nicht los, er redete vom Anspruch, die Welt zu verändern, und was die Gründe dafür seien, daß die Welt einen solchen Anspruch heute als Ausdruck von Wahnsinn empfand. Die Nazis, sagte er, hätten alles zerstört, auch das einfachste Wissen von der Geschichte. Und weil sie alles zerstört hätten, erscheine der Opfer- und Wiederaufbaugeneration alles als wahnsinnig, was über das hinausweist, was sie eben wiederaufbauen. Er sagte das einfach so hin, so wie er alles einfach so hinsagte, begeistert davon, was ihm alles spontan einfiel, nur weil Judiths Anwesenheit ihn dazu anregte und das so klang, als eröffnete er ihr exklusiv die Resultate langer Nachdenkprozesse. Seine Thesen klangen bizarr in einer Stadt, die so besonders abgebrüht ignorant war gegenüber allen Ideen, daß etwas anders sein könnte, als es war, die so besonders erstarrt erschien in ihrem Sein, daß der Satz »Wien bleibt Wien« nur deshalb als Lüge empfunden wurde, weil er zu euphemistisch klang: das Verbum »bleiben« war schon viel zu dynamisch. Sie waren ins *Café Sport* gefahren, weil es damals jenes Lokal war, das libera-

ler schien als diese Stadt, der einzige einigermaßen kosmopolitische Ort in dem Ort Wien, aber er nahm nichts mehr wahr von Ort und Zeit, nicht die Schmutzigkeit des *Café Sport*, die jene Romantik bediente, der ein Rotweinfleck auf dem Marmortisch schon Möglichkeit zur Meditation zu bieten vermochte; nicht die für Wien ungewöhnliche Urbanität des Publikums, zumeist würfelspielende Araber, Perser oder Griechen, ja es war urbaner, als Wien es war, das *Sport*, auch wenn einige Gäste Wiener waren, einige wenige, die schon draußen in der Welt gewesen waren und nun trotzig weltmännisch in kanadischen Pelzmänteln oder peruanischen Ponchos hier saßen, in der Mehrzahl aber vor allem Künstler, die Gruppen bildeten und sich gegenüber anderen Gästen im Erteilen von Lokalverboten einübten, was sie dann später, als sie selbst zu Kneipiers aufgestiegen waren, konkurrenzlos beherrschen sollten. Aber Leo war taub für die griechischen oder französischen Platten aus der Musikbox, blind für die Menschen, die hier beim Puff-Spiel saßen, oder die anderen, die diskutierten und schrien, und diejenigen, die wegen der herumliegenden Villon-Gedichtbände und Kerouac-Ausgaben sich ansoffen und dem Gedanken nachhingen, das Lesen aufzugeben. Blind für die braune Holzvertäfelung der Wände und die Spiegel, die hier hingen und die allesamt erblindet waren. Judith allerdings registrierte dies alles sehr wohl, beiläufig und nebenher, als Details, die vor ihren Augen, kaum daß sie sie wahrgenommen hatte, sofort zu einer Stimmung verdampften, ohne daß sie aufgehört hätte, Leo konzentriert und vergnügt anzusehen. Die Stimmung war ihr angenehm, dieses Lokal, das sie soeben erst durch Leo kennengelernt hatte, es erinnerte sie in seiner zerschlissenen bunten und lauten Einfachheit an die *Sarado-Bar* in der Rua Dona Veridiana in São Paulo, wo sie vor dem Militärputsch so gern gesessen war, Treffpunkt der Studenten der nahe gelegenen Mackenzie-Universität, der Ort, dem Judith den ersten Kater ihres Le-

bens verdankte, von zuviel *Brahma-Bier* und endlosen Gesprächen über Gott und die Welt.

Leo lauerte süchtig auf das kleinste Zeichen amüsierten Interesses bei Judith, die sich ihm zuneigte, lächelte, ihr Kinn in der Hand aufstützte, dann wieder auflachend den Kopf zurückwarf, wie viel Judith rauchte, noch nie hatte Leo jemanden gekannt, der so viel rauchte wie sie. Der Wein war fürchterlich, aber er tat seine Wirkung, er feuerte ihn an, löste seine Zunge, aber wenn er jetzt nicht bald etwas zu essen bekäme, würde ihm übel werden. Auch Judith hatte Hunger, wollte aber weder die Burenwurst noch eines dieser eigentümlichen »Appetit-Brote«, die hier angeboten wurden, also beschlossen die beiden, das Lokal zu wechseln. Sie fuhren mit Leos altem VW-Käfer in eine Pizzeria im siebenten Bezirk, die Leo kannte, weil er ganz in der Nähe, in der Schottenfeldgasse, wohnte. Judith kurbelte gleich das Seitenfenster herunter, obwohl es noch empfindlich kühl war, und sagte: In so einer *fusca* fühlt man sich gleich wieder wie zu Hause in Brasilien!

Hast du viel Heimweh?

Mehr oder weniger. – Ist es nicht witzig: als wären wir zwei *namorados*, wie sagt man? Na du weißt schon: *namorados* in São Paulo: mit der *fusca* in die *Bexiga* auf eine Pizza!

Leo Singer starrte geradezu pathetisch durch die Windschutzscheibe, trotz des offenen Fensters glücklich erhitzt von diesem Angebot, wie er es verstand, eine Gemeinsamkeit herzustellen, die allerdings auch schon längst vorausgesetzt war, jederzeit abrufbar durch ganz wenige Worte, die nur für sie beide hier an diesem Ort eine Bedeutung hatten.

Tudo bem, sagte er, auf in die *Bexiga*!

Die Pizzeria »*da Roberto*« war ein kleines Lokal, wenige Tische mit diesen grobgewirkten roten Universal-Tischtüchern, die es in Wien in italienischen, jugoslawischen oder chinesischen Restaurants genauso gab wie in den Gaststät-

ten mit steirischer oder Wiener Küche. Auf jedem Tisch eine Kerze, die auf einer bastumflochtenen Chianti-Flasche steckt. Leo mußte sich, wenn er selbst nicht redete, so stark darauf konzentrieren, nicht mit dem an der Flasche heruntergeronnenen Wachs zu spielen, daran zu nesteln, es zu kneten, daß er zeitweise Mühe hatte zu verstehen, was Judith sagte.

Nach dem Putsch, sagte sie, habe sie nichts wie weg wollen von Brasilien. Ihre Eltern hätten dies nicht verstanden. Ihr Glück, Glück unter Anführungszeichen, sagte sie, sei gewesen, daß dann die Universitäten nicht mehr funktionierten. Der Lehrbetrieb ist einfach zusammengebrochen. Zum Teil, weil linke Professoren verhaftet wurden, andere sind geflüchtet und ausgewandert, die Militärs ließen die Uni-Bibliotheken durchwühlen nach marxistischer Literatur, dann streikten die Studenten und die Professoren. Ihre Eltern, sagte Judith, wollten immer, daß sie studiere. Etwas anderes sei gar nicht in Frage gekommen. Darum habe sie »Glück« gesagt, denn nun habe sie sagen können: wenn ihr wirklich wollt, daß ich studiere, dann zahlt mir ein Studium in Wien! Es war furchtbar damals, sagte Judith, bizarr und furchtbar, du weißt das vielleicht nicht, du bist ja schon fast sechs Jahre weg von Brasilien, aber es sind nach dem Putsch Menschen verschwunden, einfach verschwunden, und auch eine gute Freundin von mir war plötzlich verschwunden, kein Mensch weiß, wo sie ist.

Eine Pizza Cardinale, eine Pizza Quattro Stagione, ein halber Liter Chianti, sagte Singer, seine Hitze hielt an, der große Pizzaofen mitten im Lokal.

Man sagte, daß sie Mitglied in einer trotzkistischen Organisation gewesen sein soll, sagte Judith, gut möglich, daß das stimmt. Die Eltern, die Abgängigkeitsanzeige bei der Polizei gemacht hatten, wurden nur hingehalten, ewig diese dubiosen Aussagen vom *delegado*, man wußte, daß sie wußten, daß das ein politischer Fall war, da konnten sie